

Der kluge Lammwirth.

Humoreske von Emmy von Borgstede.

Ja, der Lammwirth zu St. Steffen im Moos, das war ein ganz Schluher! Er hatte die beste und größte Kundschaft in der Schantstube, ein schuldensches Haus mit einem mächtigen Obstgarten, Felder, ein Stück Wald und — wie Eingeweihte wissen wollten — auch noch ein stattliches Gutshaus auf der Bant. Lachen und Singen freilich hörte man ihn nie, das besorgte seine Tochter; dafür aber war er der Mann, der seine Stimme in jeden Streit mischte und immer Recht und das letzte Wort behielt.

Er kannte die Leute schon, wenn sie kaum unter seine Thür getreten waren, und hatte er nur zwei, drei hergebrachte Wörtlein mit ihnen geredet, so hatte er ihnen bereits tief ins Herz und bis auf den Grund ihres Geldbeutels geschaut. Sie trugen gewissermaßen eine nur für ihn sichtbare Visitenkarte an der Stirn. Seiner Einschätzung entsprechend, benahm er sich dann den verschiedenen Gästen gegenüber. Trug einer ein Wams von seinem Tuch oder gar mit Silberknöpfen besetzt, da war sein Blick gleich um eine Handbreit tiefer. Und wenn im Sommer die Stadtleute kamen, Damen und Herren, mit und ohne Kalesche, da wußte er noch viel feiner zu unterscheiden. Wie flog er — bei seinem Körperumfang keine Kleinigkeit — wenn sich ein stattliches Paar im „Bunten Lamm“ abfiel! Er hatte noch kaum den Mund aufgemacht, da hatte er schon den Diamanten am kleinsten Finger des Herrn, die riesigen Ohringe der Dame und das Rauchen ihrer seidnen Unterleider bemerkt.

Es kamen aber auch andere, die im Lamm Einkehr hielten — nichts, als ein winziges Ränzlein auf dem Rücken, etwas Kleingeld in der Börse, in den Augen aber hellen Wanderermuth. Die sahen freilich nur einmal zu. Galt im „Bunten Lamm“, trotz der schönen Reflexe. Breit blieb der kluge Wirth vor der Thür stehen; um die lobte sich kein einziger Schritt, wer wußte denn, ob sie überhaupt begahnen konnten: Die Magd mußte ihnen dann das Verlangen auf die Bretterterrasse im Garten stellen.

Da war es denn einmal passiert, daß einer von diesen wandernden Gefellen, der ausgesehen hatte wie ein richtiger Landstreicher, sein vorzügliches Köchlein hervorzog und den klugen Lammwirth an seiner eigenen Hauswand lächelnd lebenswahr abtonterteit — lächelnd, sage ich, und doch auch wieder nicht, denn eigentlich war es der Mond mit schiefem Gesicht und einer aufs Ohr gerutschten Nacht- oder Zippelmütze. Dieser Vorfall entpuppte sich nachher wieder als ein neuer Beweis für des Lammwirthes Klugheit. Er hatte es nämlich gleich gefaßt, er hatte dem Bruder Nichtsnutz gleich nicht getraut, keinen Bissen hatte er ihm geben wollen. O, wenn er ihn jetzt noch einmal erwischen könnte! — Der Mißthäter war aber auf flinken Sohlen längst auf und davon, hinein in die Pracht der Bergriesen, und ein heimliches Lachen ging nachher noch lange über sein Gesicht, wenn er an den Spatz mit dem Dorfprosz und seinem Konterfei dachte.

Wieder einmal zog der Frühling über die Höhen. In frischer Schönheit standen die Berge im Sonnengold, in den Wäldern breitete sich die grüne Pracht des jungen Laubes, die Falter taumelten um Waidholder und Eiben; ein würziger Duft durchzog die Welt. In tiefem Golddglanz, langsam verbläsend, sank die Sonne hinter den Bergen nieder, da traten zwei späte Gäste in Bergtracht ins „Bunte Lamm“ in den Hausflur. Jung und blond waren sie beide, dem einen sproßte kaum erst ein wenig Flaum am Kinn. Der Wirth war nirgend zu sehen, er stand in der Schantstube am Ofen und wartete, daß sie herein kämen. Er hatte sie längst kommen sehen; nach seiner Meinung lohnte es sich wieder einmal nicht.

„Grüß Gott!“ Der Ältere der beiden trat zuerst ins Zimmer und zog höflich den Ledersack. „Können wir Milch und Brot bekommen?“

Der Lammwirth winkte gnädig der Magd, und seine Miene weißte nichts Gutes, als die beiden mit dem Appetit, den Jugend und eine stramme Wanderung schafften, über den Zmbiß herfielen. Staus und Regen hatten ihre Anzüge arg mitgenommen. Der Wirth lugte verfohlen nach ihren Stiefeln, ob da nicht etwa gar die Lehen durchkämen. Das war nun freilich nicht der Fall; es wäre überhaupt nicht möglich gewesen, da die Fremden in Sandalen marschirten. Also Klasse No. 4! Des Wirthes Meinung stand fest; alle anhängigen Stadtleute, selbst Maler und Berlemittelleute, selbst kleidete sich auf Bergausflügen doch wenigstens in die Tracht der Kneipen mit Wadenstrümpfen und Kniehosen.

Der Jüngere unterhielt sich offenbar prachtooll in der ländlichen Schantstube mit den vom Tabakstrauch geschwärmten Wänden, den summanden Fliegen und dem groben Wirth. Er lachte von Zeit zu Zeit laut auf und warf sich in hellem Vergnügen in seinem dunkelmalten Holzstuhl hintenüber, bis endlich der Wirth mit langsamen Schritten auf sie zutram.

„Hast wohl die Strümpf verlorren?“ begann er, auf des Jüngeren Füße deutend. „Ja, reifen kostet Geld. Wer teins hat“, fügte er überlegen lächelnd hinzu, „der bleibe besser daheim.“

„Freilich, Wirth, da hast Du Recht.“ Und der Ältere der beiden nicht beständig und lachte recht von Herzen. „Nicht viel Zeit haben, Ihr“, fuhr der Landwirth fort — „arbeiten ist auch keine Schand — für niemand.“

Der Jüngere wollte sich vor Lachen ausschütten über den deutlichen Wirt. „Hast Recht, Wirth; aber ich seh' Dich auch nit schaffen.“

„Neh' grad nit“, — der Lammwirth wurde feuerroth bei der dreisten Antwort — „nachher desto schwerer.“

„Aber todarbeiten thust Dich auch nit, schau'st sehr behäbig aus“, meinte der Ältere ernsthaft.

„Meinst' Freilich, satt zu essen und zu trinten hab ich immer gehabt, und in der Welt rumlaufen und sein bissel Brot zusammensuchen, braucht der Lammwirth von St. Steffen im Moos auch nit.“

„Wie wir Beiden das thun, meinst'?“ fragte der Jüngere und lachte wieder ausgelassen. Dann nahm er ein Cigarrenetui aus der Tasche, das in der Sonne wie eitel Gold glänzte und auf der Vorderseite eine wahrhaftige Fürstentrone trug, mit Namenszug darunter.

Der kluge Wirth starrte auf das glänzende Etui wie ein Geier auf seine Beute, seine Schlussfolgerung war sofort gezogen. „Schönes Ding das“, sagte er dann leichtsin, während hundert Fragen und Vermuthungen durch seinen Schädel schwirrtzen — „könnte gediegenes Gold sein.“

„Mag wohl auch sein.“ „Ei, ei, wie bist Du denn dazu gekommen?“

„Wirth!“ kam es auf einmal warnend und drohend von des Älteren Lippen. Der Jüngere aber legte beschwichtigend seine Hand auf des Freundes Arm.

„Wenn Du's nit weiter sagen willst und einem armen Wanderburschen das bissel Glid gönntst, das er gehabt hat, dann sollst Du es erfahren.“

Ein Freundlicher, aber zur Vorsicht mahnender Blick des Älteren traf den übermühtigen jungen Mann, der winkte aber und hat so herzlich mit den Augen, daß der andere achselzuckend die Sache gehen ließ, wie sie ging und stand.

„Schau“, fuhr der Jüngere fort, zum Wirth gewandt, „just dort oben in den Bergen lag's, wo der Abstieg nach St. Steffen im Moos beginnt. Mag ein schön theures Ding sein.“

„Schon recht, aber Gefundenes soll man melden und wiedergeben — meinst' nit?“

„Da wär ich doch ein rechter Lach, wenn ich das thät“, lachte der Jüngere schallend. „Behalten ihu ich's, und jedesmal wenn ich's anschau, werd ich mich freuen, daß ich's noch hab. Ist eine gar so fröhliche Wanderfahrt gewesen bis jetzt, und ein so vergnügliches Ausruhen bei Dir, Lammwirth.“

Mit einem groben Zuruf wandte der Wirth den Beiden den Rücken. Das „Du“ des Jüngeren hatte ihm garnicht gepaßt. Brummend und überlegend trat er ins Freie; er wußte, um diese Zeit mußte der Landwirth vorüberkommen. Und richtig — schon tauchten an der Wegbiegung die blauen Knöpfe seiner wohlbelannten Uniform auf. Seine kleinen verschwoommen Augen blickten vor Eifer; mit beiden Händen focht er erregt durch die Luft, als er dem interessirt aufgehordenden Landwirth den Auftritt mit den beiden Gästen erzählte.

„Gefunden, sagt er —; aber abgenommen wird es wohl eigentlich heißen müssen. Die Sorte kennt man. Meinst', daß ich vom Besitzer einen Funderlohn verlangen kann, weil ich die sauberen Burschen festgehalten hab' in meinem Haus?“

Die Beiden, von denen soeben die Rede war, traten gerade unter die Thür und wollten davongehen, als der Wirth mit dem Manne des Gefehes zurückkam. „Bezahlt — hm?“ fragte er spitz, sich breitbeinig in den Eingang stellend — und dann betete er noch einmal seinen ganzen Bericht her.

Der Ältere wurde zornroth im Gesicht, seine Hand judte nach der Seite — just, als suchte er seinen Degen. — Der Jüngere aber lachte wieder. Sehen mußte er sich sogar, und die hellen Thränen liefen ihm die Wangen herab. „Verhält sich alles so, wie der Lammwirth erzählt?“ fragte nun der Mann des Gefehes in ruhigem Ton. Die Beiden wollten ihm garnicht anschauen wie rechte Herumtreiber. Was

der Junge für seine, schlante Hände hatte! Auffallend war auch, daß der Ältere nur bis zur Mitte der Stirn braun gebrannt war, dann kam bis zum Haar ein weißer Strich, und der Landwirth wußte von seiner Militärzeit her, daß so die Offiziere ausschauen, die Tag für Tag Helm oder Mütze tragen.

„Ja, der Wirth hat Recht!“ gab der Ältere fremde Herr zur Antwort. „Er — — mein Genosse hat ein echt goldenes Cigarrenetui, und das mein: der Lammwirth.“

„Gefunden — dort auf dem Berg —?“

„Nein“, der Junge stand plötzlich auf dem Füßen und sah den Fragenfreundlich an, — „nicht gefunden, ich hab's, ich besitze es eben.“

„Das ist keine Antwort! Ich muß nun schon um Auskunft bitten, woher Sie es haben?“

„Woher?“ Du lieber Gott! Zu meinem jüngsten Geburtstag lag es auf meinem Tisch. — Es war halt ein Geschenk meiner Großmutter, der Herzogin Mutter von K.“

„Hören Sie mal, junger Mann“, sagte jetzt der Landwirth etwas schärfer, „mit uns von der Polizei treibt man kein Gespött, daß Sie's wissen. Der Lammwirth hat Ihren Fund zur Anzeige gebracht, und um amtsvoegen siehe ich nun da, und verlange Auskunft! Woher haben Sie das Etui?“

„Sie hören es doch, Herr Wachtmeister“, fuhr der Landwirth dazwischen — „gefunden hat er's nit — na, ich sagte ja gleich —“

Wachtmeister sank die Hand des Älteren auf des Wirthes Schulter: „Lieber Freund, sagen Sie gar nichts, jetzt ist der Spatz zu Ende.“

„Was, von Dir soll ich mit dem Mund verbieten lassen?“ — Der Lamm wirth — hoch wüthend mit Armen und Beinen um sich — „Und anfassen willst mich auch noch dazu, in meinem eigenen Haus? Einsperren wird man Dich und Deinen sauberen Kumpan.“

„Ruhig!“ fuhr der Landwirth dazwischen, „jetzt spreche ich! Also noch einmal: woher haben Sie das Etui?“

„Von meiner Großmutter, der Herzogin von K.“

„Junger Mann, ich warne Sie.“ Die Hand des Wachtmeisters fuhr nach dem Halse des Jungen, nur der Umstand, daß er kein Kragenhemd trug, rettete ihn. Da stand der Ältere wie schützend vor ihm.

„Bitte, Herr Wachtmeister, einen Augenblick nur; rühren Sie vor allen Dingen seine Hoheit nicht an. Sie bereiten sich die größten Unannehmlichkeiten. Der Spatz ist jetzt zu Ende. Hier sind unsere Papiere, und wenn Sie den jungen Mann mal genau ansehen, dann werden Sie finden, daß Sie die Wahrheit gehört haben. Gefunden oder gar gefohlen, wie der kluge Wirth hier meint, ist das goldene Etui nicht, es ist — wiederhole ich — ein Geschenk der Herzogin-Mutter an Prinz Berthold. Ich bin Hoheits Adjutant. Und nun leben Sie noch einmal genau nach: den jüngsten Sohn Ihres künftigen Landesherren werden Sie doch wohl kennen.“

Da hat der Landwirth die Haden aufgemengert und salutirt, bis die beiden vornehmten Besucher außer Schreite waren.

Der Lammwirth zu St. Steffen im Moos aber ist plötzlich verschwunden gewesen und auch für's erste nicht wieder zum Vorschein gekommen. Der genasführte Landwirth hat hinter ihm nicht schlecht dreingewettert; das halbe Dorf ist zusammengelaufen und hat noch denselben Abend die Gefächte vom Besuch des Prinzen Berthold und der Kurzsichtigkeit des klugen Lammwirthes erfahren.

Und nun sagt man wohl nicht mit Unrecht: Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. ...

Leben. Wohlthun den andern — und selbst nichts empfangen, Lieben die andern — nichts Gleiches verlangen, Andern verzeihen — sich selbst nichts vergeben: Das ist in Summa ein rechtschaffen Leben.

Was? 'n Ocker Schinder soll das Pferd sein? Oder auf, moanen beim Rennen macht es 'n Menge Geld.“ „Du hast wohl 'n Roquel, wie?“ „Aber, aber ich habe auf dem Nembahnu die Wade mit Wiener Würstchen.“



Was? 'n Ocker Schinder soll das Pferd sein? Oder auf, moanen beim Rennen macht es 'n Menge Geld.“ „Du hast wohl 'n Roquel, wie?“ „Aber, aber ich habe auf dem Nembahnu die Wade mit Wiener Würstchen.“

Wie sie es lernte.

Stizze von F. Reigel.

Als sie noch in der zweiten Klasse saß, als „höhere Tochter“, zeigte sich bei ihr schon eine unuerlernende schriftstellerische Begabung; ihre Aufsätze waren stilistisch einwandfrei, reich an Gedanken, sogar an originellen Gedanken. Leider waren sie aber bisweilen auch an Phantasie so überreich, daß es kommen konnte, daß sie einen „Sommernachtstraum“ lieferte, wenn gar kein Grund, das heißt, kein Thema zu einem solchen vorlag.

Einmal fand sie nach einer Schulrevision mit Bleistift am Rande ihres Aufsatzheftes vermerkt: „Mit Vergnügen gelesen.“ Sie hatte nur zu gut die Schriftzüge ihres geliebten oiten Herrn Schulkath's erkannt, und von nun an stand es bei R's te fest, daß sie nur Schriftstellerin werden wollte und könne.

Männer? Heirathen? Gott ja, aber das war doch nur etwas für unbegabte Mädchen, für das sogenannte schwache Geschlecht, das seinen Weg nicht allein finden konnte. Ihr Name sollte der ein mit goldenen Lettern in der Literaturgeschichte verzeichnet stehen.

Vorläufig sollte er aber nur gedruckt werden in Mähdroy in der Badeliste, herausgegeben im Juni des Jahres 1878. Es war der erste Sommer nach ihrer Konfirmation, und sie legte die größten Hoffnungen auf diese Zeit der Freiheit.

Sie padte einige Buch Konzeptpapier unter ihre lustigen Sommerleider, und in ihrem Kopfe lag eine Summe von Gedanken und Entwürfen bereit, so daß sie es kaum erwarten konnte, bis die Zeit gekommen sein würde, da sie die Feder zur Hand nahm.

Die Zeit kam zwar bald, denn es ator in Mähdroy vor Beginn der Sommerferien noch reichlich still, und sie hatte sich für die Stunden der allgemeinen Mittagsruhe ein sehr verborgenes, schattiges Plätzchen ausgesucht, wohin sie sich, mit Konzeptpapier und Zuhör versehen, zurückzog.

Aber merkwürdig, — wenn sie das schöne weiße Papier vor sich sah, war sie wie vernagelt.

Zeitweise glückte es ihr wohl einigermaßen, sodas sie zwei kleine Stizzen mit aus der Sommerfrische heimnahm, deren eine „Nach Sonnenuntergang“ bedenkliche Anläge an ihren verfloffenen „Sommernachtstraum“ zeigte.

Über wie nun gedruckt werden? Offenbar hatte sie sich noch niemand; sie wollte erst nach vollendeter Thatsache, das heißt mit der ersten gedruckten Novelle in der Hand, bestimmen, daß sie den Weg des Ruhmes zu gehen gedächte.

Dumme, kleine Käthe! Sie war außer dieser einen kleinen Schraube, die sie los hatte, ein herzensgutes Ding und wohlgeschickt für's praktische Leben, dazu sehr hübsch. Ihre Feder hätte kaum ausgereicht, ein so eigenartig anziehendes Geschöpf zu beschreiben, wie sie es war.

So kam es denn im Laufe der Jahre, daß sich, trotzdem sie innerlich an der Ueberzeugung festhielt, sie sei zu etwas Höherem bestimmt, ein anfängerischer Kreis von Verehrern um sie scharte.

Ohne Erfahrung kann man nicht schreiben. Dieses Licht war ihr längst ausgegangen. Sie ließ sich daher wie eine kleine Königin alle Huldigungen gefallen, nicht etwa weil sie todt war, behüte, nur des Jwees wegen. Es entstand denn auch in dieser Zeit der Triumphe eine Novelle von beträchtlicher Länge, in der sie sich zum Schluß aber „nicht kriegen“, denn das war doch eigentlich zu verbraucht.

Sie kaufte nun von ihrem Taschengeld Briefmarkten über Briefmarkten, denn wunderbar, — so reizend wie sie selber auch das Kind ihrer Muse fand, sie konnte es nicht los werden. An vierzehn Redaktionen hatte sie es geschickt, anstandshalber Rückporto beigelegt, und jeder einzige Redakteur hatte das auch gewissenhaft benutzt. Da wurde sie ganz betäubt, die kleine Käthe, bis — ja, bis sie sich endlich doch gedruckt sah, freilich in ganz kurzer Form:

Käthe Schröder Dr. Lotzar Edstein, prakt. Arzt Verlobte.

Nun betamen glücklicherweise ihre flinken Finger reichlich Arbeit; Kopf und Herz waren auch bisweilen übervoll — aber nicht mit Entwürfen zu Romanen —, und ihre Phantasie war nie so roge gewesen wie in dem Jahre ihres Brautstandes. Trotzdem hatte sie das Gedrucktwerdenwollen, ganz befreite geschoben. Was sie jetzt schriftstellerisch verbrach, ihre Briefe an den jungen Doktor, hütelte sie ängstlich vor profanen Blicken, waren sie doch nur für einen Einzigen bestimmt, und hatten sie für diesen Einzigen doch auch nur Werth in der Unterchrift.

Im wunderschönen Monat Mai setzten ihre Freundinnen ihr die Myrtenkrone aus's rothbraune Haar. Dann

ging's hinaus in die schöne Welt an der Seite des jungen Gatten. Das Leben bot ihnen den vollen Nelsch. Hand in Hand zogen sie durch den goldigen Frühling. Wie arm kam ihr alles je Gelesene nun gegen das vor, was sie im innersten Herzen empfand.

Von der Hochzeitreise heimgekehrt, kamen die Lehrjahre für Frau Käthe. Sie lernte spielend leicht. Sie führte Journal, sie schrieb Rechnungen, sie besorgte die Küche, sie nähte schließlich winzig kleine Hemdchen. Und das alles that sie fröhlichen Herzens und mit lachendem Munde; von „verfehltem Beruf“ war in ihrem Leben eigentlich keine Spur zu entdecken.

Aber wie es in jedem Menschenleben auf- und abgeht in Freud und Leid, und wie Licht mit Schatten wechselt, so blieb auch nicht dauernd blauer Himmel über dem Doktorhause.

Viele Jahre ging alles gut. Das kleine Kleblatt: Fritz, Grete und Lore war schon fastlich herangewachsen. Fritz trug die Tertianermütze, Grete einen langen, rothblonden Hängezopf, und Lore, das Resthähnchen, hatte es schließlich begriffen, daß das „r“ seinen Platz im Alphabet behaupten müsse; statt Dete und Lote konnte sie neuerdings Grete und Lore sagen.

Da kam das große Kindersterben an Diphtheritis; und in Zeit von drei Tagen mußten auch die Doktorstleute ihre beiden blühenden Töchter begraben.

Sein Haar war grau geworden an den Krankenbetten seiner Kinder, und die Mutter hatte das fröhliche Lachen verlernt. Mit Angst und Sorge wachten sie nun über dem einzigen, das ihnen geblieben, über dem Leben und der Gesundheit ihres Jungen.

Und wiederum nach einigen Jahren begrub Käthe ihren Gatten. Durch eine schwere Operation hatte er ein älteres Menschenleben gerettet, sich selber aber hatte er dabei den Tod geholt.

Nun war es unfällig traurig und bedrückend einsam in und um Frau Käthe geordnet. In die tiefsten Tiefen des Schmerzes mußte sie hinabsteigen.

„Lohnt es denn überhaupt zu leben und wieder anfangen zu arbeiten?“ fragte sie sich immer wieder und legte die Hände in den Schooß. Am liebsten hätte sie sich auch zur letzten großen Ruhe gelegt.

„Ja, Mutter, ich will nun doch Doktor werden, weil Vater es gewünscht hat.“ Diese Worte von Fritz brachten sie aus ihrer Verzweiflung.

Nun wurde ein anderes Kapitel in ihrem Lebensbuch aufgeschlagen, ein sehr ernstes. Darin stand geschrieben von harter Arbeit und heißen Gebeten. Das Rechnen mußte die arme Frau auch lernen, wie sie es nie zuvor gebraucht hatte.

Eine viel, viel schwerere Aufgabe aber lag noch vor ihr: ein junges Menschenleben sollte und mußte sie leiten, daß es auf rechtem Wege blieb, und das als Frau, die kaum von den Sämpfen und Abgründen weiß, an denen es da hart vorbeigeht.

Wer kennt solche Tage und Nächte, wo unbeklimmte Angst das Herz fast abdrückt! — und wer spricht dann noch von Können und Wollen, von Einfluß und Erziehung?

Wohl schrieb die Mutter herzbewegliche Briefe an den jungen Studenten. Aber in diesen Jahren lernte sie es, die Hände zu falten wie nie zuvor und zu beten: „Herr Gott, laß ihn nicht verlorren gehen und behüt' ihn mir — ich vermag nichts!“

Als er nach Jahren endlich durch alle Sorgen und auch durch die Gramenängste glücklich hindurchgegangen war, da hätte Frau Käthe nun wohl die Hände in den Schooß legen können und der Erinnerung leben. Was und wieviel hatte das Leben ihr doch gebracht, gegeben und genommen!

Wenn es ganz still um sie her war, holte sie auch die Erinnerungen hervor; und das waren köstlich gesegnete Stunden. Aber trotz ihrer grauen Haare war sie noch zu jung zu nur stillen Stunden.

Ihr Fritz gebraucht sie nicht mehr, und mit sich war sie fertig. Sie war überhaupt fertig — ein voll ausgebildeter Mensch, der aus allen Kämpfen des Lebens ein sehr warmes Herz, einen klaren Kopf und helle Augen, mit denen sie mehr sah als andere Menschen, mit in das Alter hineinnahm.

So ziang sich ihr nun, nach gethaner Lebensarbeit die Feder, die Jahrzehnte geruht hatte, förmlich in die Hand. Sie dachte nicht an's Gedrucktwerden, sie schrieb, weil sie schreiben mußte, bisweilen lange Geschichten. Manchmal kriegten sie sich sogar. Frau Käthe weiß ja längst aus Erfahrung, was das bedeutet. Sie weiß auch, daß es keinen höheren und schöneren Beruf gibt für die Frau, als den der Gattin und Mutter. Auch wenn sie als solche über Gräber gehen mußte, und wenn auch manch Schmerz durch ihre Seele drang — ihr Herz ist doch reich geworden und weit.

Und ein Räthsel hat sie noch gelöst:

daß man zum Schreiben von seinem Herzblut hergeben muß.

Die Kammerzofe.

Eine eigenartige Uebertragung hat die Fürstin Olga Z., eine Dame der Hocharistokratie in Petersburg, kürzlich erlebt. Sie engagirte vor einem Jahre eine Kammerzofe, die ihr mit den besten Empfehlungen von einer Freundin geschickt worden war. Annuta, die Kammerzofe, verrichtete ihre Dienste schweigend, geschickt, und niemals hatte die junge, anmuthige Fürstin einen Grund zur Klage über Annuta. Sie war die geschickteste Freiseuerin, sie schniderte mit fleißiger Hand, sie besserte die Sachen der jungen Fürstin kunstvoll aus, sie ging ihr nit unhörbaren Schritten zur Hand. Zuweilen allerdings wollte es der jungen Gebieterin scheinen, als sei die Figur ihrer Kammerzofe etwas ungeschickt, und manchmal erschien auch das Dergan rau und tief. Aber Annuta wußte diese „Heiserkeit“, die die Stimme so wenig zart machte, durch leises Sprechen, ja Flüstern zu verbergen.

Wie erstaunt war Fürstin Olga, als vor einigen Wochen die Polizei in ihr Haus drang und sie aufforderte, den Kleindauer Michel Lopkin herauszugeben. Die Dienerschaft, sowie die Angehörigen der Fürstnfamilie betheuertten auf das Eifrigste, daß ein Mann, der diesen Namen führt, sich nicht in dem fürstlichen Schlosse befinde. Nur Annuta verhielt sich schweigend, und stellte sich mit wachsender Verlegenheit vor das Auge der Polizei. Bald aber half kein Zeugnen mehr. Annuta mußte zugeben, daß sie ein Mann sei und auf den Namen Lopkin höre. Die „Kammerzofe“, die seit einem Jahre zu größter Zufriedenheit der Fürstin Olga in dem Hause bedienstet gewesen, war ein Verbrecher, der mehrere Diebstähle, sogar einen Raubansall, auf dem Gewissen hatte. „Annuta“ mußte den Dienst verlassen und sich unter dem Schutze der Polizei hinter schwedische Gardinen begeben. Die Aufregung und der Schreden im Fürstnhause waren natürlich groß.

Die Bevölkerungsjiffer Chinas. Bekanntlich schätzt man die Einwohnerzahl des chinesischen Reiches auf etwa 400 Millionen, wobei nicht selten die Vermuthung Raum gegeben wird, daß diese Ziffer zu niedrig gegriffen sei und den thatsächlichen Verhältnissen nur annähernd gleichkomme. Da man die Zahl der Bewohner im unbekanntem Innern des weiten Reiches nicht festzustellen vermöge. Im Gegensatz zu der bisherigen Annahme hat nun eine kürzlich unternommene Volkszählung das übertrassende Ergebniss gehabt, daß die Gesamtbevölkerung Chinas nur 165 Millionen beträgt, also 135 Millionen weniger als man früher glaubte. Die bisherige hohe Bevölkerungsjiffer ist dabei, wie man festgestelt hat, lediglich auf die willkürliche Annahme einiger Reisender zurückzuführen, die von den dicht zusammenwohnenden Volksmassen einzelner Städte, wie Kanton und Peking, auf eine ähnliche Erscheinung in dem gesammten Reiche des Himmels schloffen. Dieses Ergebniss der ersten chinesischen Volkszählung hat neben der kulturellen Seite auch eine ganz bedeutende politische, da es die vom Osten drohende „gelbe Gefahr“ natürlich weit weniger bedenklich erscheinen läßt, als bisher angenommen wurde.

Die Bevölkerungsjiffer Chinas. Bekanntlich schätzt man die Einwohnerzahl des chinesischen Reiches auf etwa 400 Millionen, wobei nicht selten die Vermuthung Raum gegeben wird, daß diese Ziffer zu niedrig gegriffen sei und den thatsächlichen Verhältnissen nur annähernd gleichkomme. Da man die Zahl der Bewohner im unbekanntem Innern des weiten Reiches nicht festzustellen vermöge. Im Gegensatz zu der bisherigen Annahme hat nun eine kürzlich unternommene Volkszählung das übertrassende Ergebniss gehabt, daß die Gesamtbevölkerung Chinas nur 165 Millionen beträgt, also 135 Millionen weniger als man früher glaubte. Die bisherige hohe Bevölkerungsjiffer ist dabei, wie man festgestelt hat, lediglich auf die willkürliche Annahme einiger Reisender zurückzuführen, die von den dicht zusammenwohnenden Volksmassen einzelner Städte, wie Kanton und Peking, auf eine ähnliche Erscheinung in dem gesammten Reiche des Himmels schloffen. Dieses Ergebniss der ersten chinesischen Volkszählung hat neben der kulturellen Seite auch eine ganz bedeutende politische, da es die vom Osten drohende „gelbe Gefahr“ natürlich weit weniger bedenklich erscheinen läßt, als bisher angenommen wurde.

Die Bevölkerungsjiffer Chinas. Bekanntlich schätzt man die Einwohnerzahl des chinesischen Reiches auf etwa 400 Millionen, wobei nicht selten die Vermuthung Raum gegeben wird, daß diese Ziffer zu niedrig gegriffen sei und den thatsächlichen Verhältnissen nur annähernd gleichkomme. Da man die Zahl der Bewohner im unbekanntem Innern des weiten Reiches nicht festzustellen vermöge. Im Gegensatz zu der bisherigen Annahme hat nun eine kürzlich unternommene Volkszählung das übertrassende Ergebniss gehabt, daß die Gesamtbevölkerung Chinas nur 165 Millionen beträgt, also 135 Millionen weniger als man früher glaubte. Die bisherige hohe Bevölkerungsjiffer ist dabei, wie man festgestelt hat, lediglich auf die willkürliche Annahme einiger Reisender zurückzuführen, die von den dicht zusammenwohnenden Volksmassen einzelner Städte, wie Kanton und Peking, auf eine ähnliche Erscheinung in dem gesammten Reiche des Himmels schloffen. Dieses Ergebniss der ersten chinesischen Volkszählung hat neben der kulturellen Seite auch eine ganz bedeutende politische, da es die vom Osten drohende „gelbe Gefahr“ natürlich weit weniger bedenklich erscheinen läßt, als bisher angenommen wurde.

Die Bevölkerungsjiffer Chinas. Bekanntlich schätzt man die Einwohnerzahl des chinesischen Reiches auf etwa 400 Millionen, wobei nicht selten die Vermuthung Raum gegeben wird, daß diese Ziffer zu niedrig gegriffen sei und den thatsächlichen Verhältnissen nur annähernd gleichkomme. Da man die Zahl der Bewohner im unbekanntem Innern des weiten Reiches nicht festzustellen vermöge. Im Gegensatz zu der bisherigen Annahme hat nun eine kürzlich unternommene Volkszählung das übertrassende Ergebniss gehabt, daß die Gesamtbevölkerung Chinas nur 165 Millionen beträgt, also 135 Millionen weniger als man früher glaubte. Die bisherige hohe Bevölkerungsjiffer ist dabei, wie man festgestelt hat, lediglich auf die willkürliche Annahme einiger Reisender zurückzuführen, die von den dicht zusammenwohnenden Volksmassen einzelner Städte, wie Kanton und Peking, auf eine ähnliche Erscheinung in dem gesammten Reiche des Himmels schloffen. Dieses Ergebniss der ersten chinesischen Volkszählung hat neben der kulturellen Seite auch eine ganz bedeutende politische, da es die vom Osten drohende „gelbe Gefahr“ natürlich weit weniger bedenklich erscheinen läßt, als bisher angenommen wurde.

Die Bevölkerungsjiffer Chinas. Bekanntlich schätzt man die Einwohnerzahl des chinesischen Reiches auf etwa 400 Millionen, wobei nicht selten die Vermuthung Raum gegeben wird, daß diese Ziffer zu niedrig gegriffen sei und den thatsächlichen Verhältnissen nur annähernd gleichkomme. Da man die Zahl der Bewohner im unbekanntem Innern des weiten Reiches nicht festzustellen vermöge. Im Gegensatz zu der bisherigen Annahme hat nun eine kürzlich unternommene Volkszählung das übertrassende Ergebniss gehabt, daß die Gesamtbevölkerung Chinas nur 165 Millionen beträgt, also 135 Millionen weniger als man früher glaubte. Die bisherige hohe Bevölkerungsjiffer ist dabei, wie man festgestelt hat, lediglich auf die willkürliche Annahme einiger Reisender zurückzuführen, die von den dicht zusammenwohnenden Volksmassen einzelner Städte, wie Kanton und Peking, auf eine ähnliche Erscheinung in dem gesammten Reiche des Himmels schloffen. Dieses Ergebniss der ersten chinesischen Volkszählung hat neben der kulturellen Seite auch eine ganz bedeutende politische, da es die vom Osten drohende „gelbe Gefahr“ natürlich weit weniger bedenklich erscheinen läßt, als bisher angenommen wurde.

Die Bevölkerungsjiffer Chinas. Bekanntlich schätzt man die Einwohnerzahl des chinesischen Reiches auf etwa 400 Millionen, wobei nicht selten die Vermuthung Raum gegeben wird, daß diese Ziffer zu niedrig gegriffen sei und den thatsächlichen Verhältnissen nur annähernd gleichkomme. Da man die Zahl der Bewohner im unbekanntem Innern des weiten Reiches nicht festzustellen vermöge. Im Gegensatz zu der bisherigen Annahme hat nun eine kürzlich unternommene Volkszählung das übertrassende Ergebniss gehabt, daß die Gesamtbevölkerung Chinas nur 165 Millionen beträgt, also 135 Millionen weniger als man früher glaubte. Die bisherige hohe Bevölkerungsjiffer ist dabei, wie man festgestelt hat, lediglich auf die willkürliche Annahme einiger Reisender zurückzuführen, die von den dicht zusammenwohnenden Volksmassen einzelner Städte, wie Kanton und Peking, auf eine ähnliche Erscheinung in dem gesammten Reiche des Himmels schloffen. Dieses Ergebniss der ersten chinesischen Volkszählung hat neben der kulturellen Seite auch eine ganz bedeutende politische, da es die vom Osten drohende „gelbe Gefahr“ natürlich weit weniger bedenklich erscheinen läßt, als bisher angenommen wurde.

Die Bevölkerungsjiffer Chinas. Bekanntlich schätzt man die Einwohnerzahl des chinesischen Reiches auf etwa 400 Millionen, wobei nicht selten die Vermuthung Raum gegeben wird, daß diese Ziffer zu niedrig gegriffen sei und den thatsächlichen Verhältnissen nur annähernd gleichkomme. Da man die Zahl der Bewohner im unbekanntem Innern des weiten Reiches nicht festzustellen vermöge. Im Gegensatz zu der bisherigen Annahme hat nun eine kürzlich unternommene Volkszählung das übertrassende Ergebniss gehabt, daß die Gesamtbevölkerung Chinas nur 165 Millionen beträgt, also 135 Millionen weniger als man früher glaubte. Die bisherige hohe Bevölkerungsjiffer ist dabei, wie man festgestelt hat, lediglich auf die willkürliche Annahme einiger Reisender zurückzuführen, die von den dicht zusammenwohnenden Volksmassen einzelner Städte, wie Kanton und Peking, auf eine ähnliche Erscheinung in dem gesammten Reiche des Himmels schloffen. Dieses Ergebniss der ersten chinesischen Volkszählung hat neben der kulturellen Seite auch eine ganz bedeutende politische, da es die vom Osten drohende „gelbe Gefahr“ natürlich weit weniger bedenklich erscheinen läßt, als bisher angenommen wurde.

Die Bevölkerungsjiffer Chinas. Bekanntlich schätzt man die Einwohnerzahl des chinesischen Reiches auf etwa 400 Millionen, wobei nicht selten die Vermuthung Raum gegeben wird, daß diese Ziffer zu niedrig gegriffen sei und den thatsächlichen Verhältnissen nur annähernd gleichkomme. Da man die Zahl der Bewohner im unbekanntem Innern des weiten Reiches nicht festzustellen vermöge. Im Gegensatz zu der bisherigen Annahme hat nun eine kürzlich unternommene Volkszählung das übertrassende Ergebniss gehabt, daß die Gesamtbevölkerung Chinas nur 165 Millionen beträgt, also 135 Millionen weniger als man früher glaubte. Die bisherige hohe Bevölkerungsjiffer ist dabei, wie man festgestelt hat, lediglich auf die willkürliche Annahme einiger Reisender zurückzuführen, die von den dicht zusammenwohnenden Volksmassen einzelner Städte, wie Kanton und Peking, auf eine ähnliche Erscheinung in dem gesammten Reiche des Himmels schloffen. Dieses Ergebniss der ersten chinesischen Volkszählung hat neben der kulturellen Seite auch eine ganz bedeutende politische, da es die vom Osten drohende „gelbe Gefahr“ natürlich weit weniger bedenklich erscheinen läßt, als bisher angenommen wurde.

Die Bevölkerungsjiffer Chinas. Bekanntlich schätzt man die Einwohnerzahl des chinesischen Reiches auf etwa 400 Millionen, wobei nicht selten die Vermuthung Raum gegeben wird, daß diese Ziffer zu niedrig gegriffen sei und den thatsächlichen Verhältnissen nur annähernd gleichkomme. Da man die Zahl der Bewohner im unbekanntem Innern des weiten Reiches nicht festzustellen vermöge. Im Gegensatz zu der bisherigen Annahme hat nun eine kürzlich unternommene Volkszählung das übertrassende Ergebniss gehabt, daß die Gesamtbevölkerung Chinas nur 165 Millionen beträgt, also 135 Millionen weniger als man früher glaubte. Die bisherige hohe Bevölkerungsjiffer ist dabei, wie man festgestelt hat, lediglich auf die willkürliche Annahme einiger Reisender zurückzuführen, die von den dicht zusammenwohnenden Volksmassen einzelner Städte, wie Kanton und Peking, auf eine ähnliche Erscheinung in dem gesammten Reiche des Himmels schloffen. Dieses Ergebniss der ersten chinesischen Volkszählung hat neben der kulturellen Seite auch eine ganz bedeutende politische, da es die vom Osten drohende „gelbe Gefahr“ natürlich weit weniger bedenklich erscheinen läßt, als bisher angenommen wurde.

Die Bevölkerungsjiffer Chinas. Bekanntlich schätzt man die Einwohnerzahl des chinesischen Reiches auf etwa 400 Millionen, wobei nicht selten die Vermuthung Raum gegeben wird, daß diese Ziffer zu niedrig gegriffen sei und den thatsächlichen Verhältnissen nur annähernd gleichkomme. Da man die Zahl der Bewohner im unbekanntem Innern des weiten Reiches nicht festzustellen vermöge. Im Gegensatz zu der bisherigen Annahme hat nun eine kürzlich unternommene Volkszählung das übertrassende Ergebniss gehabt, daß die Gesamtbevölkerung Chinas nur 165 Millionen beträgt, also 135 Millionen weniger als man früher glaubte. Die bisherige hohe Bevölkerungsjiffer ist dabei, wie man festgestelt hat, lediglich auf die willkürliche Annahme einiger Reisender zurückzuführen, die von den dicht zusammenwohnenden Volksmassen einzelner Städte, wie Kanton und Peking, auf eine ähnliche Erscheinung in dem gesammten Reiche des Himmels schloffen. Dieses Ergebniss der ersten chinesischen Volkszählung hat neben der kulturellen Seite auch eine ganz bedeutende politische, da es die vom Osten drohende „gelbe Gefahr“ natürlich weit weniger bedenklich erscheinen läßt, als bisher angenommen wurde.

Die Bevölkerungsjiffer Chinas. Bekanntlich schätzt man die Einwohnerzahl des chinesischen Reiches auf etwa 400 Millionen, wobei nicht selten die Vermuthung Raum gegeben wird, daß diese Ziffer zu niedrig gegriffen sei und den thatsächlichen Verhältnissen nur annähernd gleichkomme. Da man die Zahl der Bewohner im unbekanntem Innern des weiten Reiches nicht festzustellen vermöge. Im Gegensatz zu der bisherigen Annahme hat nun eine kürzlich unternommene Volkszählung das übertrassende Ergebniss gehabt, daß die Gesamtbevölkerung Chinas nur 165 Millionen beträgt, also 135 Millionen weniger als man früher glaubte. Die bisherige hohe Bevölkerungsjiffer ist dabei, wie man festgestelt hat, lediglich auf die willkürliche Annahme einiger Reisender zurückzuführen, die von den dicht zusammenwohnenden Volksmassen einzelner Städte, wie Kanton und Peking, auf eine ähnliche Erscheinung in dem gesammten Reiche des Himmels schloffen. Dieses Ergebniss der ersten chinesischen Volkszählung hat neben der